

„Vielleicht auch schneit's mich zu ...“

Zum Tode des Dichters Carl Zuckmayer

Von MARTIN RUPPERT

So hat er unter dem Motto „Ein frommer Wunsch“ vor Jahren selbst sein Ende beschrieben: „Ich werde einmal plötzlich auf die Nase fallen / Allein im tiefen Wald. Vom Schlag gestreckt. / In kurzem Kampf noch zuckend mit den Beinen, / Die weil das Auge stauend schon erlischt. / Die kleine Schramme hört bald auf zu tropfen. / Der letzte Schnapper Luft schmeckt einen Mund voll Harz. / Die letzte Faust umklammert Moos und Erde. / Der letzte Schmerz gleicht dem des Wildes, das der Blattschuß traf. / Dann braust es in den Wipfeln. Dann rieselt's von den Zweigen. / Dann wird's still. / Kann sein, daß mir ein Hund die Wache hält — ich kenn's nicht mehr. / Kann sein, daß man mich findet und zu Grabe trägt / Eh' noch die Starre weicht — und mit des Waldes Frieden im Gesicht. / Vielleicht auch schneit's mich zu! Dann finden sie / Im Frühling mein Gebein und ein paar Büschel Haare: schlehdornblütenweiß! / Denn so, so lieb ich meinen Tod. So such ich ihn. / Auf meines Lebens ungeräumter Walstatt. / Inmitten all der Kinder, meiner Träume. / In meines Vaters Haus. In meiner Mutter Armen. / Hochbetagt.“

Das Gedicht „Mein Tod“ ging in das lyrische Werk von Abschied und von Wiederkehr des Dichters ein, aus dessen Lebenslust auch dieser Vers mit dem herben Duft der musischen Tristesse entsprang. Carl Zuckmayer ging, kurz nach seinem achtzigsten Geburtstag, heim in seines Vaters Haus, dessen Postille auch ein Gedicht des Freundes Alexander Lernet-Holenia zierte: „Alles wird anders sein. Wenn Du auch krank vor Heimweh bist und Dein Herz verdorrt; immer, wenn einer fortlebt, ist er für immer fort...“

Im großen Sternenbogen

Es waren Menschenliebe, Barmherzigkeit, Leidenschaft und eine ungewöhnliche Universalität in seinem Leben, das bei den rheinhessischen Hügeln begann und jetzt in der Walliser Bergwelt, die ihm späte Heimat war, erlosch. Und in der Rückschau bietet sich dem forschenden Betrachter das Panorama eines erfüllten Lebens dar, das ihm zum Kreuzweg und zur Straße des Triumphes wurde. Der Mainzer aus Nackenheim stimmte in die Elegien der Verdammten und in die jauchzenden Freudenhymnen auf den irdischen Inseln der Seligen ein. Er war Bellman und Schinderhannes,

Wilhelm Voigt und der Bunting, der mit der „Zauberflöte“ die Ratten und die Kinder lockte, ein Mensch, der Schweiß und Tränen, Kraft und Saft verströmte, ein Dichter, unbekümmert und demütig vor dem höchsten Gipfel des Parnass. „Es stieg die Nacht im großen Sternenbogen“, schrieb er in einer Improvisation für Max Reinhardt, „und Glocken huben an auf breiten Wogen / und jubelten und brausten himmelwärts. / Wie klein die Welt! Wie groß des Menschen Herz! / Wie groß die Welt! Wie klein des Menschen Streben! / Wie schal der Zweifel und wie dumpf der Spott! / Kann zwar nicht jedermann mit seinem Teufel leben, / Doch atmet keiner ohne seinen Gott!“

Vitale Wirklichkeit

Wie war er mit den Nuancen und Valeurs, den Wegen, Umwegen und Irrwegen der Sprache vertraut und wie mit der Magie des Lebens, die erst das Wort entlarvt! Nur so konnte Dichtung erblühen, konnte Poesie die Liebe und das Leid verklären, konnte dramatisches Gefälle voller Capriolen und Capricen, pastosen Bildern und Passionen ins weite Meer der Zeiten münden, das der Menschheit Lust und Qual, das Schöne und das Schreckliche verbirgt. Es gibt viele Episoden, die er beschrieben, viele, in denen er selber als Protagonist die Welt beschwor. „Zuckmayer ist eine einmalige Erscheinung“, jubelt Marta Feuchtwanger in der Festschrift zu seinem achtzigsten Geburtstag, „ein Talent, das viele beglückte...“ und Janko Musulin spricht das Gefühl von Leben und Vergehen an und auch „die tödliche Lust, mit geheimer Verzweiflung gepaart, einen melancholischen Rausch, den Eros-Thanatos beschwörend, der die Fackel hob und senkte wie es ihm gefiel...“

Er hatte uns wieder die Unerschöpflichkeit des Menschenlebens nachdrücklich ins Bewußtsein gerückt. Er beherrschte die Kunst des Schauens mit hundert Augen, er sah und erkannte die Tragödie der Deutschen, die von vielen nicht verstanden werden konnte, er erhöhte durch sein Werk den menschlichen Wert, und er ließ daran keinen Zweifel, daß der Geist weht, wo er will. Unter den ergötzlichsten und wunderlichsten Verhüllungen deckte er das Innerste seines Wesens auf, vom Hauch jener Realität umwittert, aus der der Ernst des Lebens und die Heiterkeit der Kunst erwächst. Carl Zuckmayer ver-

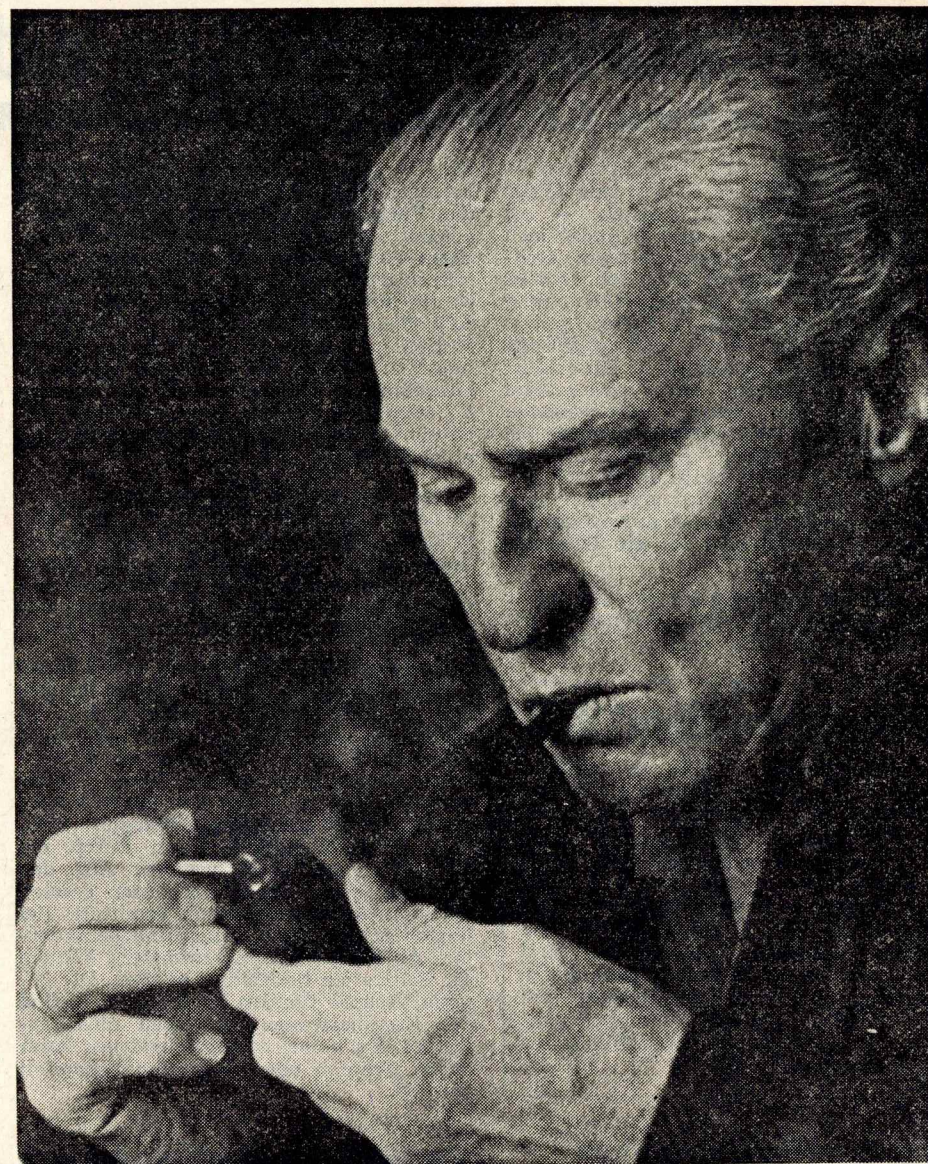
mittelte die Präsentation einer Wirklichkeit, die vor ihm kaum je Gegenstand dramatischer und erzählerischer Dichtung war, die pralle und vitale Wirklichkeit des Menschenlebens, die in der dichterischen Imagination erst Form, Farbe und Gestalt gewinnt, Wirklichkeit, die vor ihrer eigenen Perfektion so oft versagt. Sein Trost aus früher Ahnung bleibt wie ein Mahnmal der Gefühle in der Zeit: „Sehr früh fällt Dunkelheit, und eingeschniegt / Ertrinken alle Formen tief in Nacht. / Wir sind der Weg. Wir sind aus Gott gemacht. / Wir sind der Geist, der über Wassern wiegt.“

Nicht nur noble Standhaftigkeit, auch die Luftsprünge des Lebenden schreiben die Erinnerung an den Toten über die dumpfe Gegenwart der literarischen Welt hinaus fest. Carl Zuckmayer zeigte die ganze Skala der Temperamente, des Charakters, der Vitalität und der verschiedensten Komponenten der menschlichen Natur; seine famose „Schöpfung“ geht weder an den metaphysischen noch den konkreten Wahrheiten vorbei. Er entfachte auch Träume und die schöne Illusion. Nicht mit der Attitüde eines Experimentators, der sich an der Welt und den Menschen versucht, sondern mit der Überzeugungskraft derer, die unter Tränen der Freude und Tränen des Zorns den Aufruf zum Leben beharrlich hörbar machen.

Das Unvergängliche

„Manche gingen mit der souveränen Milde und Weisheit des Sokrates in den Tod, andere mit dem schönen Stolz der Schillschen Offiziere — keiner ohne Glauben an die Gerechtigkeit der Sache, für die er sein Leben hingab.“ So schrieb Zuckmayer in einem „Memento zum 20. Juli“ und er schloß „Noch ist der Winter nicht vergangen, noch ist die Saat nicht erblüht. Wir aber tragen durch unsere bedrohte Gegenwart ein brennendes Vermächtnis. Wir haben eine Liebe gesehen, die sprechen wollte; sie spricht über den Tod hinaus...“ Es ist eine Stimme, die nie verstummt.

„Menschen und Werke vergehen im Ufer- und Namenlosen. Taten verlieren den Sinn, wenn ihre Stunde verweht. Uns aber bleibt, gleich dem Stein überwittert von Moosen, was als heilige Inschrift den Wandel der Zeiten besteht.“ Diese Worte, „einem Freunde aufs Grab“, tragen wie



Carl Zuckmayer

Foto: Archiv

viele andere zur Aufarbeitung der Vergangenheit, des Faschismus und seiner zynischsten Form, des Nationalsozialismus, bei. Sie treffen das Hirn und das Herz der Welt, des ins Dichterwort gefaßten Universums, in dem sich die Unerfüllbarkeit aller Wünsche und Sehnsüchte immer wieder erweist.

Carl Zuckmayers Werk, vom S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, neu aufgelegt, und das, was möglicherweise als Fragment noch vorliegt, geht zu großen Teilen ins Unvergängliche ein: der Hannes, der Harras, der Hauptmann von Köpenick und auch der Nackenheimer Winzer Gunderloch, der die dionysischen Freuden in

der Düsternis der Zeit verheißt. „Vergiß nicht, wie Brot schmeckt. Vergiß nicht, wie Wein mundet... Vergiß nicht die Macht deiner Träume“, mahnte der Dichter, der das Leben liebte und das Ende nicht vergaß: „Das Gesicht eines Toten mag marmorne Schönheit werden in der Sekunde, bevor es verfällt...“ Fritz Usinger ruft dem Freunde in inniger Verehrung nach: „Der du so hohen Ruhmes bist — Und aus der Fülle Land, / Denk dran, wie still die Erde ist — An einem Felderand!“ Die Erde, die der unabwendbare Tod überschattet — des Lebens Sehnsucht, des Lebens Feind. Er kehrte heim in seines Vaters Haus, in seiner Mutter Arme. Hochbetagt.